

Wer aufbricht, der begibt sich auf Abwege. Er verlässt vorgezeichnete Bahnen, um sich Neuem und Unbekanntem zuzuwenden. Ein derartiges Aufbrechen ist immer auch mit bestimmten Formen der ›Entwurzelung‹ verbunden, die sicherheitstiftende Verbindungen des Denkens kappen und fest verwurzelte Überzeugungssysteme einer grundlegenden Erneuerung aussetzen. Einen derartigen Ausbruchversuch aus dem Denken unternahmen die beiden französischen Philosophen Gilles Deleuze und Félix Guattari in den 1970er Jahren, indem sie den Begriff des ›Rhizoms‹ konzipierten und zur Grundlage einer philosophischen Theorie der Vielheiten machten. Der folgende Text versucht, die Konturen von Deleuzes und Guattaris ›Rhizomatik‹ zu skizzieren und mit der Frage eines Aufbruchs des Denkens in Verbindung zu bringen.

Der Begriff ›Rhizom‹ (von altgriechisch *ῥιζώμα*, *rhizoma* ›Eingewurzeltes‹) stammt ursprünglich aus der Botanik, wo er als Bezeichnung für bestimmte Wurzelgeflechte dient, die meist unterirdisch oder dicht über dem Boden wachsen und über ein sogenanntes ›Sprossnachsensystem‹ verfügen.¹ Bei einem Rhizom handelt sich um ein Stengelorgan, das die Form einer teilweise sehr langen Kriechwurzel annehmen kann, deren oberirdische Komplexe wieder abwärts wachsen können, um im Erdreich neue Wurzeln zu bilden. Die älteren Teile sterben dabei im gleichen Maße ab, wie sich neue Wurzeln bilden, so dass das Rhizom nach einigen Jahren ein völlig anderes geworden ist. Es hat – reich verzweigt und mit vielen Nebenwurzeln versehen – den Charakter eines Netzwerkes oder Gespinnstes. Ein Rhizom kann die unterschiedlichsten Ausprägungen annehmen, von der verästelten Ausbreitung in alle Richtungen der Oberfläche bis hin zur Verdichtung in einer Zwiebel oder Knolle. Dabei wächst das Rhizom nicht, wie zum Beispiel ein Baum, in eine bestimmte Richtung, sondern verteilt sich dezentral: Es kann »an jeder beliebigen Stelle gebrochen und zerstört werden und wuchert entlang seiner eigenen oder anderer Linien weiter.«² Ein Rhizom hat also, »weder Anfang noch Ende, es ist immer in der Mitte, zwischen den Dingen, ein Zwischenstück, *Intermezzo*.«³ Das Rhizom ist permanent im Aufbruch, es bewegt sich, um sich zu verändern und verändert sich, um sich zu bewegen. Dabei wird es von nicht-linearen und intensiven Wegstrecken geleitet, die nicht vorgezeichnet sind und sich mit jeder auf ihnen getätigten Bewegung modifizieren.

¹ Beispiele für Rhizome sind der Ingwer oder der Chinaschilf.

² Gilles Deleuze/Félix Guattari: Tausend Plateaus.

Kapitalismus und Schizophrenie II, Berlin: Merve 1992, S. 16.

³ Ebd. 41.

Deleuze und Guattari sind der Meinung, dass sich derartige rhizomatische Verhältnisse nicht nur in der Botanik ausmachen lassen, sondern diverse andere Bereiche des Denkens betreffen, beispielsweise die Zoologie oder die Architektur und in besonderer Weise die Philosophie. Worauf es den Autoren letztlich ankommt, ist eine Übertragung dieses Wurzeltyps auf das Denken, darauf, mit dem Rhizom als Denkfigur zu experimentieren. Die Eigenschaften des Rhizoms – dezentral, unhierarchisch und nicht linear zu sein – qualifizieren es aus Deleuzes und Guattaris Perspektive dafür, der tief in der Geschichte der Philosophie verwurzelten und ebenfalls der botanischen Semantik entlehnten Metapher eines ›Baums des Wissens‹ Konkurrenz zu machen. Der Baum des Wissens wurde seit Platon und Aristoteles immer wieder zur Veranschaulichung einer hierarchisch und dichotomisch, also zweiteilig strukturierten Ordnung des Wissens herangezogen. Im Baum des Wissens befindet sich jedes Element auf einer (und nur einer) Ordnungsebene, ist einer höheren Ebene untergeordnet und kann einem oder mehreren Elementen übergeordnet sein. Es gibt hier keine Querverbindungen, die Hierarchieebenen überspringen oder Elemente verbinden, die zwei unterschiedlichen höheren Elementen übergeordnet sind.

Der Baum des Wissens fand über die Jahrhunderte hinweg seinen Ausdruck in verschiedenen philosophischen Taxonomien, Klassifikationen, Kategorientafeln und Enzyklopädien. Sogenannte Baumdiagramme tauchen auch heute noch im Rahmen von *PowerPoint*-Präsentationen oder ›Mind-Maps‹ auf, in denen sie beispielsweise zur Visualisierung von Forschungsergebnissen dienen. Die wohl prominenteste Form eines Baumdiagramms ist der sogenannte Stammbaum, der ermöglichen soll, auch weit über die Welt oder historische Epochen verstreute Personengruppen auf einen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen. Dass Deleuze und Guattari mit derartig verwurzelten Baum-Identitäten – zumindest in philosophischer Hinsicht – nichts am Hut haben wollen, machen sie gleich zu Beginn ihres Textes *Rhizom* deutlich. Sie schreiben dort:

Wir haben den *Anti-Ödipus* zu zweit geschrieben. Da jeder von uns mehrere war, ergab das schon eine ganze Menge. Wir haben alles verwendet, was uns begegnet ist, das Nächstliegende und das Entfernteste. [...] Wir sind nicht mehr wir selbst. [...] Wir sprechen nur noch von Mannigfaltigkeiten [...]. Schreiben hat nichts mit Bedeuten zu tun, sondern damit Land – und auch Neuland – zu vermessen und zu kartographieren.⁴

⁴ Ebd. 13.

In dieser kurzen Passage wird ersichtlich, dass sich die beiden Philosophen von dem Gedanken einer klar erkennbaren Autorenschaft verabschieden. Denn wo >Viele< schreiben, da lässt sich nicht mehr genau sagen, wer was geschrieben hat. Darüber hinaus zeigt sich der Versuch, das philosophische Wissen nicht systematisch zu kodifizieren, sondern vielmehr in seiner heterogenen Mannigfaltigkeit zur Geltung zu bringen. Es soll eine Landkarte des Denkens erstellt werden, deren Maßstab sehr klein ist und die möglichst viele Denkbewegungen aufzeichnet.

Für diese, in vielerlei Hinsicht durch die zeitgenössischen Künste inspirierte Vorgehensweise, stand unter anderen Michel Foucault Pate, der sich bereits zehn Jahre zuvor in seinem Buch *Die Ordnung der Dinge* kritisch mit der Machtförmigkeit abendländischer Wissensproduktion auseinandergesetzt hatte. In einer berühmt-berüchtigten Passage gleich zu Beginn des Buches erklärt Foucault, dieses sei einem »Lachen« zu verdanken und zwar einem Lachen über einen Text des argentinischen Schriftstellers Jorge Luis Borges, in dem dieser eine »chinesische Enzyklopädie« erwähnt, in der sich die Tiere wie folgt gruppieren:

- a) Tiere, die dem Kaiser gehören, b) einbalsamierte Tiere,
- c) gezähmte, d) Milchschweine, e) Sirenen, f) Fabeltiere, g) herrenlose Hunde, h) in diese Gruppierung gehörige, i) die sich wie Tolle gebärden, k) die mit einem ganz feinen Pinsel aus Kamelhaar gezeichnet sind [...].⁵

Was Foucault an dem zitierten Abschnitt zu inspirieren scheint, ist die durch ihn ausgelöste Konfrontation mit einem gänzlich anderen, einem vollkommen fiktiven Denken, einem *ästhetischen* Denken. Dieses versucht der niemals ganz einzuholenden Vielfalt der empirischen >Dinge<, die sich nur um den Preis einer gewaltsamen Abstraktion klassifizieren und ordnen lassen, literarisch Tribut zu zollen.

Die latente Gewalttätigkeit abstrahierenden Denkens, mag im Alltagsgeschehen erträglich und in vielen Fällen auch notwendig und sinnvoll erscheinen. Im Bereich des Politischen kann sie jedoch eine zerstörerische Eigendynamik entwickeln. Dann nämlich, wenn das Andere, in herrschenden Ordnungen und Klassifikationen nicht Aufgehende zur Zielscheibe des Hasses und nicht bewältigter Vernichtungsphantasien wird. Gerade totalitäre Regime organisieren sich häufig in Form einer pervertierten Auslegung des Baumdiagramms, wo jeder Weg, den der Befehl eines vermeintlichen >Füh-

⁵ Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1969, S. 17.

ers< nehmen soll, von vorne herein vorgezeichnet ist. Deleuze und Guattaris Begriff des Rhizoms liest sich vor diesem Hintergrund vor allem als ein *politischer* Begriff, der nach Wegen sucht, totalitären Vereinnahmungsversuchen eine klare Absage zu erteilen.

Unter dem Stichwort >Rhizom< wird daher, wie Wolfgang Welsch deutlich gemacht hat, auch das Modell einer aktuellen politischen Ontologie skizziert.⁶ Deleuze und Guattari geht es weniger um eine kritische Auseinandersetzung mit älteren Denkformen als um die affirmative Formulierung eines neuen, zeitgenössischen Denkmusters, das sie ausgehend von drei historischen Formationen entwickeln, die jeweils mit einem bestimmten Wurzeltyp assoziiert werden. Die erste, von Deleuze und Guattari als >metaphysisch< bezeichnete Denkform folgt dem Modell der »Pfahlwurzel« oder des bereits erwähnten Baumes.⁷ Das klassische Denken glaubte an eine Herkunft von allem aus einem ersten Ursprung, einer *arche*, von der die Vielfalt der Formen ihren Ausgang nehmen sollte, um zugleich an ihn zurückgebunden zu bleiben. Deleuze und Guattari zufolge wird dieses Modell der Vielheit deshalb nicht gerecht, weil diese von vornherein geschwächt bzw. entmächtigt wird. Als Zweites und Abgeleitetes besitzt sie keine originäre und generative Kraft, alle Macht liegt auf Seiten der Einheit.⁸

Die Denkform der Moderne versucht dieses Manko zu überwinden. Ihr Modell ist die »büschelige Wurzel oder das System der kleinen Wurzeln.«⁹ Die Moderne fasst viele, für sich genommen autonome Ursprünge und entsprechend eigenständige Entwicklungen ins Auge und versucht ihrer Heterogenität gerecht zu werden. Der eine Weltenbaum wird dabei »von einem Garten mit vielen unterschiedlichen Bäumen, der Wurzel-Kosmos wird von einem Würzelchen-Chaosmos abgelöst.«¹⁰ Deleuze und Guattari sehen jedoch auch hierin Probleme. Denn die Moderne vermag der eigenen Intention, die Vielheit zu denken, letztlich nicht gerecht zu werden. Zwar wird die Vielheit auf Seiten der Objekte potenziert. Gleichzeitig wird aber auch die Einheit auf Seiten des Subjekts gesteigert: »Während die Einheit im Objekt fortwährend vereitelt wird, triumphiert im Subjekt ein neuer Typ von Einheit.«¹¹ Vordergründig wird die Vielheit der Gegenstände demonstrativ gefeiert, aber hinter-

⁶ Wolfgang Welsch: *Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996, S. 355ff.

⁷ Deleuze/Guattari: *Tausend Plateaus*, S. 13.

⁸ Vgl. Welsch: *Vernunft*, S. 357.

⁹ Giles Deleuze/Félix Guattari: *Rhizom*, Berlin: Merve 1977, S. 9.

¹⁰ Welsch: *Vernunft*, S. 357f.

¹¹ Deleuze/Guattari: *Rhizom*, S. 6.

¹² Ebd., S. 9.

gründig setzt sich »eine totalisierende Einheit [...] umso mehr durch.«¹² Es genügt Deleuze und Guattari zufolge nicht zu rufen, »Hoch lebe das Viele! so schwierig es auch sein mag diesen Schrei auszustossen.«¹³ Für eine Verwirklichung der Vielheiten bedarf es mehr als der bloßen Berufung auf das Viele. Denn: »Das Viele muss man machen.«¹⁴ Und zwar nicht, indem es in einer vollständigen, kompletten oder wie auch immer geschlossen Weise zur Darstellung gebracht wird, sondern, indem innerhalb der Darstellung selbst gegen deren eigene Einheitstendenz angegangen wird. Die Einheit muss von der Pluralität abgezogen werden und selbst zu einem Element der Vielheit werden. Erst indem man die Einheit zu einem Element der Vielheit herabsetzt, entsteht ein nicht geschlossener, sondern vielheitlicher und offener Zusammenhang. Es geht darum, so Welsch, »immer eine Aussage weniger [zu] machen, >n – 1< [zu] schreiben. Dadurch öffnet man Lücken, schafft Raum für Anderes, bahnt einer Architektur der Vielheit den Weg.«¹⁵

Nur durch eine solche Strategie kann laut Deleuze und Guattari der Übergang zu einer dritten Denkform gelingen, die im Zeichen des Rhizoms steht. Gemeint ist damit ein neues, der zeitgenössischen Verfassung angemessenes Denken, das imstande ist, Differenzen und Übergänge zu verbinden. In einem Rhizom kann »jeder beliebige Punkt [...] mit jedem anderen verbunden werden«, weshalb ein Rhizom stets ein Gespinst bzw. Netzwerk darstellt, das im Unterschied zu traditionellen Denksystemen Differenzen in ihrer Eigenständigkeit erhalten kann.¹⁶ Diese werden weder durch einen ersten Ursprung überboten noch in einer homogenen Gesamtform aufgehoben. Vielmehr kann das Unterschiedliche inmitten der Verbindungen und Ansteckungsprozesse weiterhin bestehen bleiben, ohne dass dadurch alles miteinander verschmolzen würde. Die gesamte Evolution ist Deleuze und Guattari zufolge durch rhizomatische Prozesse gekennzeichnet. Sie schreitet nicht nach dem Modell des Stammbaums voran, sondern »wie ein Rhizom, das unmittelbar in der Heterogenität operiert und von einer schon differenzierten Linie zu einer anderen springt.«¹⁷ Auch das Gehirn weist neueren Forschungen zufolge eine rhizomatische Struktur auf. Rhizomatische Konfigurationen weisen von Fall zu Fall geknüpfte Verbindungen auf, die ihrerseits eher zur Komplexifikation als zur Vereinheitlichung beitragen. Was im Rhizom einerseits verbunden ist, driftet auf der anderen Seite auseinander. Auf diese Weise vertritt das Rhizom

¹² Ebd.

¹³ Ebd., S. 11.

¹⁴ Welsch: *Vernunft*, S. 359.

¹⁵ Ebd., S. 360.

¹⁶ Ebd., S. 18.

¹⁷ Ebd., S. 11.

ein »Prinzip der Konnexion und Heterogenität« zugleich.¹⁸ Anders als zentrierte oder polyzentrische Systeme mit hierarchischer Kommunikation und feststehenden Beziehungen, ist das Rhizom »ein azentrisches, nicht hierarchisches und asignifikantes System ohne General. Es hat kein organisierendes Gedächtnis und keinen zentralen Automaten und wird einzig und allein durch die Zirkulation von Zuständen definiert.«¹⁹

Während die einheitsorientierte Metaphysik das Viele dem Einen unterwarf, und die Moderne sich dem Widerspruch von objektiver Pluralisierung und subjektiver Vereinheitlichung verdingt, erlaubt das Modell des Rhizoms daher, so Welsch: »Vielheit wirklich zu denken.« Insofern stellt das rhizomatische Denken »den gesuchten Denktypus dar, der die paradoxe Aufgabe erfüllt, Heterogenität und Übergang, die anscheinend nicht zusammengedacht werden können und doch zusammengedacht werden müssen, auch tatsächlich zusammenzubringen.«²⁰ Deleuze und Guattari werden nicht müde zu betonen, das heutige Denkformen – wie das Rhizom – auf der einen Seite zart und leicht sein müssen, um nicht sogleich unterzugehen und elastisch auf der anderen Seite, um nicht sogleich zerfetzt zu werden, sondern sich anpassen und weiterhin standhalten zu können.²¹ Allerdings können sich auch derartig flexible Denkpraktiken verfestigen und ihren rhizomatischen Charakter verlieren, wenn sie zur Gewohnheit werden und sich damit begnügen, sich selbst zu (re-)produzieren. Ganz in diesem Sinne warnen Deleuze und Guattari am Ende ihrer Schrift davor, die befreienden Momente des rhizomatischen Denkens leichtfertig zu verspielen: »Lasst keinen General in Euch aufkommen! [M]acht Rhizom, nicht Wurzeln, pflanzt nichts an! Sät nicht, stecht!«²²

Entgegen diesen mahnenden Worten machte der Begriff des Rhizoms seit den 1980er Jahren eine steile, bis heute anhaltende Karriere in den Gesellschafts- und Sozialwissenschaften. Auch in den Feuilletons der großen Tageszeitungen ist er regelmäßig zu Gast, unter anderem, um vermeintlich multimediale »Netzstrukturen« oder Erscheinungen von »Schwarmintelligenz« zu beschreiben. Aus den Schriften Deleuzes und Guattaris hingegen verschwand das Rhizom mit der gleichen Geschwindigkeit, mit der es in ihnen aufgetaucht war und wurde durch andere philosophische Konzepte ersetzt. Über die Gründe für diesen begrifflichen Aufbruch lässt sich hier nur spekulieren. Vielleicht hatte das Rhizom zu viele Wurzeln geschlagen.

¹⁸ Deleuze/Guattari: *Tausend Plateaus*, S. 36f.

¹⁹ Welsch: *Vernunft*, S. 361f.

²⁰ Ebd.

²¹ Deleuze/Guattari: *Rhizom*, S. 41.